



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tychow, Fritz: Christian Dietrich Grabbe

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Christian Dietrich Grabbe

Von Fritz Tychow-Einbeck



Es ist traurig anzusehen, wie ein außerordentlicher Mensch sich gar oft mit sich selbst, seinen Umständen, seiner Zeit herumwürgt, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen. Trauriges Beispiel: Bürger.

Diese Worte Goethes könnten ohne jede Veränderung auf Grabbe angewandt werden und ebenso die kurze Charakteristik des genialen Lyrikers Günther, die auch aus Goethes Werkstatt stammt: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ Grabbe, Bürger, Günther! Noch ein anderer verirrter Deutscher gehört zu dieser Gruppe problematischer Naturen: der zarte Goetheschatten Lenz, „das seltsamste und indefinitelste Individuum“, wie Goethe ihn nennt. „Neben seinem Talent, das von einer genialen, aber barocken Ansicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, das darin bestand, alles, auch das Simpelste, durch Intrige zu tun, dergestalt, daß er sich die Verhältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder ins gleiche zu bringen.“

Doch paßt von dieser Lenzschen Eigenschaft nur die eine Seite auf Grabbe, der sich durchaus keine Mühe gab, zerstörte Verhältnisse durch diplomatische Behandlung wieder ins gleiche zu bringen.

Wie vielen deutschen Jünglingen ist so das Leben in wildem Sturm und Drang zerflossen! Namen, Gestalten schweben uns vor von Dichtern und Künstlern, eine unübersehbare Schar; und dazu kommt die lange Liste der genialen Verkommenen, die nichts hinterlassen haben, kaum ein Verschen, kein einziges namhaftes Kunstwerk, die schon in der Jugend gestorben, verdorben sind — namenlos auf ewig dahin. Aus irren trostlosen Augen schauen uns wilde, unstete Gesellen ins Gesicht, aber ihr Blick haftet nicht, wirr tastet er weiter und starrt über uns hinweg in ein Land, das wilde Phantasien ihnen als das Reich der ungebundenen Geister, als ihre Heimat vorgespiegelt haben. Aber sie haben das Land der Sehnsucht nicht gefunden. Mit der Welt der Wirklichkeiten wußten sie nichts anzufangen, und da sie die Welt verkannten, glaubten sie sich verkannt, und die romantisch-dämmerhafte Auffassung vom

Wesen des Dichters unterstützte die krankhafte Überreizung in der weichlichen Sympathie für die verkannten Genies. In Wirklichkeit gibt es mehr verrannte als verkannte Genies, und dank Goethe dürfen wir heute nach Überwindung von Romantik und defakter Vorliebe für den Hochgeruch beginnender Fäulnis an jeden Menschen, der uns etwas zu sagen hat, die Forderung stellen: Bleib hübsch gesund! Die Forderung! Aber grausam ist es, einem Dichter, der die zerstörenden Mächte in sich birgt, das bißchen Schuld vorzurechnen, das er vielleicht an der Beschleunigung des Prozesses trägt. Und wenn Goethe auch Bürgers Verschuldung keineswegs bemäntelt, er hat doch seinem poetischen Werk noch im Alter gehuldigt. „Es kostet mich nichts,“ schreibt er 1830 an Zelter, „Bürgers Talent anzuerkennen; er war immer zu seiner Zeit bedeutend; auch gilt das Echte, Wahre daran noch immer und wird in der Geschichte der deutschen Literatur mit Ehren genannt werden. . . . Es war ein entschiedenes deutsches Talent, aber ohne Grund und ohne Geschmaek.“ Das paßt alles wieder genau auf Grabbe, als wäre es für ihn zugeschnitten; und heute ist es wohl Zeit, mit freierem Blick zu untersuchen, warum der arme Detmolder Bürgerjunge zu dem armen Dichter Grabbe werden mußte.

Grabbe ist nicht so sehr verkannt als vergessen. Schon bei Lebzeiten haben namhafte Literaturhistoriker und einflussreiche literarische Persönlichkeiten wie Tieck, Menzel und Immermann den Ringenden gestützt, dem Sinkenden die rettende Hand geboten. Gefährlich war es für Grabbes Ruf, daß Gervinus und Scherer kein Verhältnis zu ihm finden konnten. Aber als mit dem naturalistischen Drama zugleich als heilsame Gegenwirkung die ernste Arbeit um das Verständnis Kleists und Hebbels begann, wurde mehr und mehr Grabbe ans Licht gezogen, und man stellte ihn als Dritten in die gefährliche Nachbarschaft der beiden überragenden Dramatiker des neunzehnten Jahrhunderts, als dritten großen dramatischen Dichter eigentümlich germanischen Gepräges. Seitdem ist Grabbe nun auch in neuen Ausgaben\*) zugänglich geworden, und durch Otto Nietens Arbeiten ist das tiefere Verständnis für Grabbe, das Grisebach angebahnt hatte, immer weiter ausgebaut worden. Das kurze zerrissene Leben, dessen Flecken in dem leidenschaftlichen Grabbeaufsatz aus Goebekes Grundriß lieblos übertrieben worden sind, kann nach Eröffnung der Briefe und Manuskripte in den Bibliotheken von Detmold und Berlin nur die tiefste Teilnahme erwecken. „Beklag' mich, Leser, schilt mich nicht!“

Grabbes Wesen ist durch und durch auf Opposition gestellt, eine so scharfe Aufbäumung gegen die gesamte persönliche und literarische Umgebung, daß geistige Vereinsamung die einzig mögliche Folge blieb. Wie sehr er sich im Elternhause und unter den Schulkameraden vereinzelt fühlte, wie wenig Verständnis der Sohn des Buchthausverwalters für seine dichterischen Neigungen fand, lehren die Briefe

\*) Die drei jetzt noch zugänglichen Ausgaben sind die vierbändige von Grisebach bei Lehr in Berlin 1902, die zweibändige von Otto Nietern bei Hesse in Leipzig und die jüngste in drei Bänden von Franz und Zaunert im Bibliographischen Institut in Leipzig.

des Vaters und die des Dichters selbst aus der Studentenzeit. Nicht so, als hätten die Eltern die Begabung des Sohnes unterschätzt und seinen Wünschen „Dramas zu schreiben“ Hindernisse in den Weg gelegt, aber wie konnten der Vater, der sich nur dunkle Vorstellungen von einem Dramatiker machte, und die gänzlich ungebildete Mutter, die kaum schreiben konnte, dem Sohn geistige Nahrung geben! In dem stillen, toten, steifen Fürstentümchen Detmold wurde er 1801 in den Mauern des Zuchthauses geboren, dessen Verwalter der Vater war; die mangelnde Kinderstube empfand der junge scharfe Beobachter bei jedem Spiel mit den Kameraden; zähneknirschend stand er abseits, und früh entwickelte sich der Haß gegen die Vornehmen, die er sich in jugendlicher Verallgemeinerung als Schufte vorzustellen liebte. Dabei blieb ihm zeitlebens die im Elternhause gewohnte scheue Ehrfurcht vor der großen Welt eigen. Wenn er den Eltern imponieren will, erzählt er ihnen von adligen Bekannten, die ihn aufsuchen, um seinem jungen Ruhm zu huldigen. „Ich befinde mich hier in einer Gesellschaft, welche mich ordentlich liebt; es sind fast sämtlich junge angestellte Adlige, und jeder ist bemüht, mir einen Gefallen zu tun; sie unterhandeln für mich bei Buchhändlern, schaffen mir Freibillette ins Theater, nötigen mich abends zum Essen, machen mich immer mit mehr Leuten bekannt, geben Ankündigungen von meinen Werken in den Druck usw.“

Im beständigen Gegensatz zu seiner Umgebung verschärfte sich die Eigentümlichkeit, die er selbst für den Ausdruck der eigensten Persönlichkeit hielt; zu verzogen, um der Außenwelt das geringste Zugeständnis zu machen, hegte er seine schroffen Ranten mit aller Eigenliebe, glaubte sein innerstes Wesen gefährdet, wenn er um anderer willen den geringsten bizarren Einfall hätte unterdrücken sollen. Die Frömmigkeit der Eltern verstärkte in ihm den Hang zu ungeheuerlichen Blasphemien. Ihre zärtliche Liebe, die ihm weichlich und mannwidrig erschien, verhärtete sein Herz gegen jedes weiche Gefühl; in keinem seiner Briefe an Freunde und Gönner ist das geringste Zeichen herzlicher Innigkeit vorhanden. Selbst die Briefe an die Eltern, aus denen hin und wieder zarte Regungen hervorlugen, sind „genialisch“ stilisiert, kalt zurechtgemacht, in wildem Durcheinander, scheinbarem Ungestim, doch klug auf den Eindruck berechnet.

Was anderen half, schadete ihm. Die Härte des Westfalen vermischte sich mit der Reizbarkeit des modernen romantischen Geistes. Auch die Selbstironie des künftigen Romantikers fehlte nicht. Durch sein ganzes Wesen ging von Jugend auf der verhängnisvolle Riß, die völlige Disharmonie des Wesens, die in seinen Gesichtszügen ein erschreckendes Abbild fand. Keins der erhaltenen Bilder lehrt das so deutlich wie die Beschreibung Immermanns, die freilich schon symbolisiert und deshalb nach beiden Seiten übertreibt, aber im Grunde übereinstimmt mit den Schilderungen anderer: „Eine Stirn, hoch, oval gewölbt, wie ich sie nur in Shakespeares Bildnis von ähnlicher Pracht gesehen habe, darunter große, geisterhaft weite Augenhöhlen und Augen von tiefer, seelenvoller Bläue, eine zierlich gebildete Nase; bis dahin — das dünne, fahle Haar, welches

nur einzelne Stellen des Schädels spärlich bedeckte, abgerechnet — alles schön. Und von da hinunter alles häßlich, verworren, ungereimt! Ein schlaffer Mund, verdrossen über dem Kinn hängend, das Kinn kaum vom Halse sich lösend, der ganze untere Teil des Gesichts überhaupt so scheu zurückweichend, wie der obere sich frei und stolz vorbaute. . . Der Körper fein und zart — Hände und Füße von solcher Kleinheit, daß sie mir unentwickelt vorkamen.“

Es liegt in der Tat etwas Embryonenhaftes in Grabbes ganzem Wesen und daher auch in seiner Weltanschauung. Es ist verfehlt, die Weltanschauung Grabbes ernst zu nehmen; er hat keine gehabt. Über den knabenhaft über-treibenden, sittlich und philosophisch unverankerten Pessimismus des aufgeklärten Gymnasiafsten ist er im Grunde nie hinausgekommen. Das war für ihn persönlich schlimmer als für seine Dichtungen, deren Bedeutung auf einem ganz anderen Gebiet liegen, als dem verdichteter Probleme oder persönlicher poetischer Bekenntnisse. Grabbe ist der typische deutsche Stürmer und Dränger, daher ist zwar genug Tendenz in seinen Werken, aber doch nicht so ausgeprägt wie bei der ersten Generation der Geniedichter: Klinger, Lenz und Wagner. Was ihn bedeutsam macht, ist die geniale Auffassung der Geschichte, in der er unerreicht ist. Was sein wüstes Leben interessant macht, ist der Kampf, den er allein gegen alle geführt hat und gegen alles, was ihn umgab. Aus Gegensatzwirkung ist sein ganzes Leben und Dichten zu erklären.

Die schlappe sentimentale Dichtung seiner Zeit brachte ihn in den brutalen Naturalismus seiner ersten Dramen; im Gothland war Grabbe echt, da ist auch alles wie aus einem Guß, kein Schwanken im Stil; die rohe Wildheit seiner Jünglingsjahre, die wahnsinnigen Orgien der Sinnlichkeit, die er selbst feierte, spiegeln sich im Gothland fast unverarbeitet wider. Der Dichter muß so dichten, wie er muß: Im Gothland hat Grabbe ganz das gegeben, was Grabbe war, später hat er gesucht und gekünstelt; im Aufbau, in der realen Möglichkeit der Charaktere, in knapperer Prägung vielleicht zugernt — sein Stil ist nie wieder so eindrucksvoll gewesen wie in dem Erstlingswerk, das geschaffen ist aus einem übervollen, aber zerrissenen, gleichsam ausblutenden Jünglingsherzen. Die ungeheuersten Lasterungen der Gottheit und Menschlichkeit entsprachen seinem jähen Ausdrucksbedürfnis; wir glauben zwar nicht an Gothlands Verwandlung, die psychologische Begründung ist schlecht, das ist aber in Schillers Räubern nicht anders, und selbst Othellos blindwütige Eifersucht müssen wir unerklärt hinnehmen, sie ist eben das gegebene Problem, die Basis, auf der sich alles aufbauen soll. Auch Hebbels Maria Magdalena setzt uns einen harten Brocken vor in Klaras Hingabe an Leonhard. Deswegen soll man mit Grabbe nicht rechten: die Welt steckt voll psychologischer Rätsel. Der Stil des Dichters entscheidet über die psychologische Möglichkeit besser als die Statistik der Tatsachen: Und der Stil des Gothland, der vor den rohesten Zoten nicht Halt macht, läßt das Wahnsinnigste und Widerlichste möglich erscheinen. Es sträubt sich jedes Gefühl gegen die Wiederholung Grabbescher Wildheiten

geschlechtlicher Art, aber im Grunde sind sie nicht ärger als die der Schiller'schen Jugenddramen. In *Kabale und Liebe* ist eine Stelle, der ganz die gleiche Vorstellung zugrunde liegt, wie die schmutzige Zote in Grabbes *Gothland* (III, 1 zu vergleichen mit *Kabale und Liebe* I, 5) und mit gewissem Recht verteidigt Grabbe seinen Abschaum mit dem Hinweis auf Goethes *Faust*, wo zwar keusche Striche gemacht seien, der Reim aber das Wüfste erraten lasse. Es ist aber doch ein gewaltiger Unterschied, nur nicht auf moralischem, sondern auf ästhetischem Gebiet. Grabbes Zoten sind stilllos und deshalb widerlich. Büchner, der ihm am nächsten steht, Shakespeare, von dem er gelernt hat, Schiller, den er damals glühend verehrte, und Goethe, mit dem er sich verteidigte, verstehen es, das Gemeine zu stilisieren; das konnte Grabbe im *Gothland* noch nicht, es lag ihm die gemeine Zote noch zu sehr auf der Zunge; die künstlerische Objektivität hatte er noch nicht gewonnen.

Grabbe war so wenig entwicklungsfähig, daß er allmählich durch die Praxis nur lernte, was jeder im Leben lernt: die Wirkung berechnen. Er erlernte es nicht, das Erlebnis zu gestalten, er gewann keine künstlerische Vertiefung, weil er zu unsfät war, den Stimmungsgehalt des persönlichen Erlebnisses festzuhalten. Daher lernte er nie abzutönen und scharf zu prägen. Selten gelingt ihm eine reine scharfe Prägung wie die:

Nein, nein,  
Es ist kein Gott! Zu seiner Ehre  
Will ich das glauben.

Da ist die Stimmung des *Gothland*dichters in ganz runder Schleifung vollkommen ausgedrückt. Aber das ist eine der wenigen Ausnahmen. Als ihn 1835 Wolfgang Menzel auffordert, ihm etwas in „*Schillers Album*“ zu schreiben, bringt er nichts weiter zustande als ein Zitat aus Schiller (Unter allen ird'schen Losen usw.), dem er als eigenen Beitrag die geradezu dilettantischen Verse beigibt:

Was du gedichtet im Herzen, es geschah,  
Und du bist ewig deutschen Seelen nah.

Ubrigens ist Grabbe sich dieser Schwäche selbst bewußt, wie die begleitenden Worte an Menzel beweisen: „Ich konnt's nicht anders machen, weil ich mich nur auf verwickeltere dramatische Kompositionen verstehe, und selbst bei einer großen Gelegenheit, wie diese von Schillers Denkmal, welche aber Talent der Kürze fordert, nur so, wie geschehen, mich retten mußte. Kürze besitz' ich, doch bloß, wo sie sich in weitläufige Handlung einschleicht, nicht aber zu Denkprüchen.“

Und ebenso wenig gelingt ihm die reine Abtönung. Abgesehen von Stellen, wo er mit Absicht die Stimmung, die er kaum gewonnen, jäh zerstört, und von solchen, wo er den großen tragischen Stil dicht neben alberne Berliner Schnoddrigkeit setzt (im *Napoleon*), finden wir ihn oft außerstande, einen angeschlagenen Ton durchzuhalten, bis er harmonisch verklungen; täppisch schlägt der Grabbe



Grundstimmung seiner Helden. Darin steht er weit ab von Kleist und Hebbel, mit denen man ihn fälschlich zusammengestellt. Hebbel hat ja ausführliche persönliche Lyrik, und Kleists Helden und Heldinnen, um nur zwei zu nennen, den Prinzen von Homburg und die Penthesilea, sind von lyrischer Empfindung geschwellt, wie die dramatischen Helden Goethes. Grabbes Leben gab keine Ruhe, keine Tiefe, keine Stille her. Er war eine flackernde Leuchte ohne festen Schein, ohne erwärmende Glut. Seine Sympathien wechselten mit seiner Stimmung. Seine Jugend begeistert sich an Schillers Idealismus, bald verspottet er seine Schwärmerei und spricht von „Schillerschen Studentenliebschaftsunrealitäten“, und ein andermal: „Schiller hätte diese Schriftzüge (der Maria und Elisabeth) näher ansehen sollen, und er würde die naive, galante Maria und die eiserne Elisabeth besser geschildert haben, als geschehen.“ Auch sonst ist manches geringschätzige Wort von ihm über Schiller erhalten, und doch heißt es wieder 1835 an Menzel: „Nicht Shakespeare, nicht Goethe — Schillers Feuer hat mich zum Dichter gemacht.“

Was Grabbe selbst zu seinem körperlichen und sittlichen Untergang beigetragen hat, ist gering gegenüber dem bösen Dämon, der in ihm saß; und daß er aus Verzweiflung und vielleicht in der Hoffnung auf eine Verbesserung seiner Vermögenslage in den besten Jahren einen ältlichen, unverträglichen, korpulenten Blaustrumpf heiratete, wäre zum Lachen, wenn diese Ehe nicht so tragisch geendet hätte. Er scheint mit Lucie mehr Geduld gehabt zu haben, als man von ihm erwarten konnte. Ist er krank gewesen, wie Ebstein beweisen zu können glaubt, so war er doch zur Zeit der Ehe sicher geheilt, und ganz gewiß ist das nicht der Grund, warum sogleich nach der Vermählung Zerwürfnisse eintraten. Die waren pekuniärer Natur und kommen allein auf Rechnung der Frau. Luciens Brief nach Frankfurt vom 19. Januar 1835 mit der Bitte, den Gatten besuchen zu dürfen, „wenn du mich anders in deinem Zimmer bei dir aufnehmen willst und kannst“, beweist wohl deutlich, daß nicht die Furcht vor der Krankheit des Mannes die Eheleute auseinandergetrieben hat. Zerrißene Verhältnisse, jäh gelöste Freundschaften, Verbitterung und Enttäuschung hinterließ Grabbe. Nur ein immer verzeihendes, immer liebendes Augenpaar ist seinem wirren Lebensgang mit ausdauernder Geduld gefolgt: nicht die Gattin, die alte Mutter hat an seinem Sterbebette gesessen und ihm sanfte Worte aus heimischer Kinderstube zugeflüstert. Sie hat ihn nur halb verstanden und er hatte sich nicht viel Mühe gegeben, das Verständnis der Eltern zu gewinnen. Von dem Lebenden hat sie nicht viel gehabt; aber als ihren Christian der Tod umnachtet wollte, setzte sie sich steif und starr, wie sie war, an das Bett des Sohnes, an den Platz, den sie sich erst durch die Polizei von der Schwiegertochter erstreiten mußte. So liegt doch ein Hauch von Liebe über dem Leben des Gemarterten.

